

KIRCHLICHE ERNEUERUNG, TÜRKENZEIT

Monumenta Antiquae Hungariae. Ed. Ladislaus Lukács SJ. Bd. 2. 1580—1586. Rom: Institutum Historicum Societatis Jesu 1976. XXVIII, 1072 S. = *Monumenta Historica Societatis Jesu* 112.

Während der 1. Band dieser vielversprechenden Quellenedition (der bereits im Ungarn-Jahrbuch 2 (1970) S. 180—181 unter Hervorhebung der vorbildlichen editorischen Leistung besprochen wurde) sich vor allem mit dem »königlichen« Ungarn befaßte, wechselt im vorliegenden 2. Band der Schauplatz in das Fürstentum Siebenbürgen, das eine Zwischenstellung zwischen dem osmanischen Sultan und dem König von Ungarn einnahm.

Der Fürst Stephan Báthory (1571—1581), der durch eine gewandte Schaukelpolitik zwischen den beiden Mächten dem Lande den Frieden zu bewahren vermochte, hatte seit 1572 die Absicht, die Jesuiten in sein Land zu holen. Die zunächst beabsichtigte Berufung von Jesuiten aus Österreich ließ sich nicht erreichen, erst 1579 gelang es, Jesuiten aus Polen zu gewinnen (In Austria concepta, in Polonia effecta). Die erste Gruppe von 13 Personen kam nach einem kurzen Oster-Besuch von P. Leleszi im September 1579 in Kolozsmonor, dem Vorort von Klausenburg, an.

Die von dem Herausgeber mit hervorragender Sachkenntnis und Sorgfalt abgefaßten Einleitungen geben klare Überblicke über die politische und religiöse Lage Siebenbürgens, das religiöskulturelle Wirken der Gesellschaft Jesu im ganzen Land, die Lehr- und Seelsorgetätigkeit in den drei Niederlassungen (Kolleg von Klausenburg, Residenz von Alba Iulia/Karlsburg, Mission bzw. Residenz von Großwardein) sowie über die führenden Männer. Bei den 383 Dokumenten handelt es sich größtenteils um Briefwechsel von Jesuiten mit der Ordensleitung in Rom, Krakau und Wien sowie mit führenden kirchlichen und staatlichen Stellen, wozu noch der Briefwechsel zwischen den Mitbrüdern kommt.

Diese Korrespondenzen werden wertvoll ergänzt durch die Namens- und Auftragslisten der in der Mission wirkenden Personen (Triennalkataloge der einzelnen Häuser) sowie durch die in den *Litterae annuae* erstatteten Jahresberichte.

Die Lage der katholischen Kirche Siebenbürgens war im letzten Viertel des 16. Jhs. katastrophal. Nach dem türkischen Sieg bei Mohács (1526) hatten sich die verschiedenen protestantischen Konfessionen rasch ausgebreitet: die Reformierten, Unitarier und Anabaptisten mehr unter der ungarischen Bevölkerung, die Lutheraner bei den deutschen Sachsen. Die katholische Hierarchie löste sich auf, seit 1556 residierte kein Bischof mehr im Lande. Sehr drückend war der Priestermangel. Bei den Szeklern gab es zwar noch 40.000 Katholiken, aber diese waren ohne Seelsorger. Es ist rührend zu lesen, wie aus 600 Dörfern Abordnungen zum Rektor des Kollegs von Klausenburg kamen, um Priester zu erleben.

Die unermüdete Arbeit der Jesuiten-Missionare brachte aber bald reiche Frucht. P. Szántó (Arator) zählte bei seinen zwei Sonntags- und Feiertagspredigten in der Kirche 400 bis 700 Zuhörer. 1582 vermerkte allein die Kollegkirche in Klausenburg über 200 Konvertiten, 1585 sogar 313 Taufen; 1584 konnte P. Ladó bereits 60 Szekler-Dörfer in die Kirche zurückführen. Die größte Sorge

der Patres galt der Jugend. Die Zahl der Schüler in Kolozsmonostor, die mit 30 begann, stieg 1584 bereits auf 230. Mit der Zahl der Studierenden wuchs auch die Zahl der Erzieher und Professoren sowie der Volksmissionare im Szekler-Land und in der Moldau. Zu Beginn ihrer Tätigkeit arbeiteten 13 Jesuiten, 1583 zählte man bereits 38 und im Jänner 1586, bei der letzten Hausvisite des polnischen Provinzials, war ihre Zahl auf 45 gestiegen; allein im Kolleg von Klausenburg waren 26 Ordensmitglieder tätig. Die auch sonst stark überlastete polnische Provinz konnte diese Arbeiter nicht allein stellen, so mußte der P. General alle Ordensprovinzen um Hilfe bitten. Bis zum Ende der siebenbürgischen Mission waren 18 verschiedene Nationen daran beteiligt, neben den Ungarn und Szeklern finden wir Polen, »Prutenen«, Litauer, »Schlesier«, Deutsche, Engländer und Schotten, unter den Laienbrüdern sogar einige Schweden. Alle diese Ordensmitglieder arbeiteten in den drei ständigen Häusern und in den Wandermissionen. Das Kolleg von Klausenburg wurde 1583 vollständig ausgebaut. Das bezeugt auch die Fülle der Dokumente. In anderen Jahren erreichten sie die Zahl 40 bis 50, in diesem waren bereits 103 registriert. Antonio Possevino gab im Frühjahr weise Satzungen (S. 423—431: Ratio Seminarii), ein pädagogisches Meisterwerk. Das Adelskonvikt, das von da an Seminarium Pontificium et Regium hieß, wurde mit je 1500 Talern Jahressubvention von Papst und König unterhalten. Er ernährte 50 Alumen (insignes adolescentes), im Haus der Dreifaltigkeit wurden ebensoviele arme Studenten aus Spenden und Almosen erhalten. Das Wort »Seminar« wird hier im weiteren Sinn gebraucht. Die Insassen waren Konviktooren; nur ein kleiner Teil war für das Priestertum bestimmt. Die 100 Internatszöglinge bildeten den Kern des großen Kollegs, das im Jahre 1585 in den Rang einer Akademie erhoben wurde. Vom Herbst an begann man mit Vorlesungen aus Philosophie, Kasuistik und Kontravertheologie.

Als der polnische Provinzial P. Campano im Januar 1586 das Kolleg besuchte, stand es im Zenit seiner Wirksamkeit. Der Rektor Capeci berichtete freudigen Herzens nach Rom (S. 876—877): die 250 Schüler studieren fleißig, die Andersgläubigen werden zum Großteil katholisch, viele interessieren sich für das Priestertum und mehr als 20 für die Gesellschaft Jesu. Vorläufig ziehen jetzt 6 bis 7 »buoni giovani e di speranza« ins Noviziat. Bei der zweiten Visite meinte man noch mehr senden zu können. Alles war voll Hoffnung. Die zweite Visite fand aber nicht statt, dafür brach die »schwarze Pest« in das Haus ein. Der Tod raffte von den 45 Jesuiten Siebenbürgens 26 hinweg, im Kolleg allein starben von 26 Ordensmitgliedern 19. P. Wujek nennt das Land traurig »sepulcrum Jesuitarum«. Mit diesem plötzlichen Ruin der Mission (1586) schließt der Dokumentenband. Die aufopfernde Liebe der Patres brachte aber bald Zeichen eines neuen Frühlings, der sich besonders in den zahlreichen Ordensberufungen der nächsten zwei Jahre zeigte.

Von den führenden Persönlichkeiten dieser nur 7 Jahre umfassenden Missionsarbeit sind einige mit goldenen Lettern in die geschichtliche Erinnerung eingeschrieben. Es ist vor allem die Persönlichkeit von Fürst Stephan Báthory zu nennen: er war ein treuer Sohn der katholischen Kirche und bis zu seinem Tod ein eifriger Förderer des Glaubens und der Kultur seines Volkes. Auch als polnischer König (1576—1586) blieb er die entscheidende Autorität für das Fürstentum. Neben ihm hat die größten Verdienste der päpstliche Legat P. Antonio Possevino, »ein Wanderhumanist von legendärem Lebenslauf« (Brémond), der Förderer der Nordischen Kollegien. Auch bei seinen diplomatischen Gesandtschaften blieb er stets ein offener Mann, »qui os habet in corde et cor in

ore«. Seit Februar 1581 war der Ordensgeneral P. Claudio Acquaviva, der zweite Gründer und Organisator der Gesellschaft Jesu, um die Anliegen der siebenbürgischen Mission besorgt. Seinem unermüdlichen Eifer, seiner Geduld und Weisheit verdankt die Mission, daß sie in allen Widerwärtigkeiten immer mit dem nötigen Personal versorgt war. Ihm steht an Eifer und Klugheit ganz nahe der polnische Provinzial, der Italiener Paolo Campano. Er brachte durch seine drei Hausvisiten immer neues Leben, spirituelle Frische und heiligen Optimismus in die vielgeprüfte Mission. Der erste Rektor des Kollegs war der Pole Jakob Wujek. Ein eifriger Mann; aber die Seele der Ungarn konnte er nicht erobern. Es heißt über ihn: gemunt sub illo, gemit et ipse. Der Neapolitaner Ferrante Capeci war ein großer Beter und ein geduldiger Oberer. Es ist erschütternd zu lesen, mit welcher Liebe er für seine Untertanen beim Ordensgeneral eingetreten ist und dadurch mehrere Berufe gerettet hat. Der Schuldirektor F. Fanfonio war die Seele des Unterrichtes. Eine sehr wichtige Rolle spielten die ungarischen Ordensmitglieder. Sie bildeten den Lebensnerv der siebenbürgischen Mission. Nur sie konnten mit dem Volk verkehren. Gegen Ende unserer Epoche waren sie schon zahlreich vertreten. P. Valentin Ladó, der unermüdliche Missionar, war ein Apostel der Szekler; P. Szántó, ein feuriger Prediger, ein großer Streiter, aber nicht immer kluger Oberer in der Grenzstadt Wardein. P. Johann Leleszi war der Erzieher des jungen Fürsten Sigismund Báthory.

Der Herausgeber, Ladislaus Lukács, arbeitet seit einem Menschenalter in Rom, früher als Subarchivar und jetzt seit 21 Jahren als Mitglied des Historischen Institutes des Ordens. Neben den römischen Archiven durchforschte er auch die Archive des deutschen Sprachraumes (München, Köln, Wien) und natürlich jene von Budapest. Aus dem gewaltigen Quellenwerk der Monumenta Historica Societatis Jesu wählte er sich zwei Reihen aus: die »Monumenta Paedagogica« und die »Monumenta Antiquae Hungariae«. Darüber hinaus hat er jetzt eine ganz neue Reihe in Angriff genommen: die Schematismen der Österreichischen Provinz (mit unzähligen kurzen Lebensskizzen der angeführten Personen). Die bereits erschienenen umfangreichen Bände der M. H. S. J. legen beredtes Zeugnis ab über sein leidenschaftliche Arbeitslust und seine gewissenhafte Arbeitsmethode. Daneben fand der unermüdliche Arbeiter immer noch Zeit für oft sehr umfangreiche Aufsätze über die Geschichte, die Organisation und die Kollegien des Ordens. Nicht nur die Ordenshistoriker werden ihm für seine emsige Sammel- und Editionsarbeit dankbar sein.

Miklós Öry

Klagenfurt

Galeria omnium Sanctorum. A magyarországi gályarab prédikátorok emlékezete [Gedächtnis der ungarischen Prediger als Galeerensträflinge]. Szerk., bev. és fűggelék: László Makkai. Közrem. Tibor Fabinyi, Sándor Ladányi. Budapest: Helikon 1976. 175. S.

Im Zuge der politischen Maßnahmen des Wiener Hofes gegenüber den rebellierenden ungarischen Protestanten wurden am 5. März 1674 in Preßburg 40 ungarische protestantische Geistliche wegen Landesverrates zu lebenslänglicher Haft als Galeerensträflinge verurteilt (vgl. Adriányi, Gabriel, Protestantische und katholische Intoleranz in Ungarn im 17. Jahrhundert, in: Ungarn-Jahrbuch 7/1976). Einige von ihnen kamen durch die Folterungen und

Strapazen um, anderen gelang die Flucht, während die letzten 24 Verurteilten auf Druck der internationalen protestantischen Öffentlichkeit Anfang 1676 freigelassen wurden. Mit diesen Ereignissen befaßt sich das vorliegende, prächtig bebilderte und vorzüglich ausgestattete Quellenwerk, eine gemeinschaftliche Edition von drei Autoren. Den Großanteil aber daran trägt László Makkai, der nicht nur die Übersetzung von zwei Beiträgen besorgte, sondern auch die geschichtliche Einleitung, eine anschauliche und geglückte Eingliederung der ungarischen Ereignisse in die gesamteuropäische Geschichte des Frühabsolutismus schrieb und außerdem noch einen Index der zeitgenössischen, in den Schriften verwendeten Fremdwörter erstellte. Das Quellenwerk selbst bringt vier zeitgenössische lateinische Darstellungen in ungarischen Übersetzungen, meist aus der Feder von Betroffenen, so von Bálint Kocsi-Csörgő (1676), Tobias Masnicius (1676) und János Simonides (1675), von dessen Werk auch die Überschrift herrührt. Diese Schriften, wie die Einleitung auch, berichten zwar aus dem Gesichtspunkt der protestantischen Forschung und Auffassung, enthalten sich jedoch jeglicher Polemik. Die Auswahl der Herausgeber verdient somit Beachtung. Ihr großes Verdienst ist jedoch die Ablichtung von über 200 zeitgenössischen Bildern, die die Darstellungen in besonderem Maße veranschaulichen.

Gabriel Adriányi

Bonn

Hoško, Franjo Emanuel: *Odgoj francevaca provincije sv. Ladislava u razdoblju potridentske obnove* [Die Ausbildung der Franziskaner der Provinz des hl. Ladislaus im Zeitraum der nachtridentischen Erneuerung], in: *Dobri Pastir* 26 (1976) S. 191—229.

Die von 1661 bis 1900 bestehende Ladislausprovinz des Franziskanerordens umfaßte in ihrer Blütezeit nach der Befreiung Ungarns von den Türken neben den alten Klöstern im nie türkisch besetzten Ban-Kroatien noch drei Klöster in Slowenien und sieben weitere im südlichen Ungarn. In nachtridentischer Zeit entstanden, bemühten sich die Ordensoberen dieser Provinz von Anfang an um eine Ausbildung im Geist der katholischen Reform. Über die ersten Jahre des Bestehens dieser Provinz hat Hoško bereits detaillierte Forschungsergebnisse vorgelegt. (F. E. Hoško: *Franjevačka obnova u sjevernom dijelu Banske Hrvatske sredinom XVII stoljeća* [Franziskanische Erneuerung im nördlichen Teil von Ban-Kroatien in der Mitte des 17. Jhs.] in: *Kačić* 4 (1971) S. 83—103). In vorliegendem Beitrag beschreibt der Autor anhand des Archivmaterials des Agramer Franziskanerprovinzialates zunächst die spirituelle Ausbildung in Noviziat, Professorat und Klerikat sowie die intellektuelle Erziehung der Franziskaner außerhalb der Schulzentren. Interessant ist, daß die Kroaten in dieser Franziskanerprovinz bis zum 18. Jh. stets so stark vertreten waren, daß selbst Ungarn und Deutsche im Orden nicht zur Priesterweihe zugelassen wurden, wenn sie nicht wenigstens so viele kroatische Sprachkenntnisse nachweisen konnten, um auf kroatisch die Beichte entgegennehmen zu können. Erst im 18. Jh. werden alle Franziskanerkleriker der Provinz des hl. Ladislaus auch zum Erlernen des Deutschen verpflichtet.

In einem eigenen Kapitel stellt Hoško die Hand- und Lehrbücher für die Priester- und Ordenserziehung jener Zeit vor. Zum Teil werden in den

Statuten der Provinz solche vorgeschrieben wie das *Speculum disciplinae* des hl. Bonaventura oder die zweibändige *Schola religiosa* des Sigismund Neudecker. Darüber hinaus entstanden aber auch eigenständige Werke, wie ein »Diurnale Magistri novitiorum« eines unbekanntes Autors (Zagrabiae 1727) oder das »Enchiridion sive manuale franciscanum« des Provinzials Fabšić, das »pro usu Patrum et Fratrum... Provinciae S. Ladislai« 1768 ebenfalls in Agram gedruckt wurde. Von sechs weiteren aszetischen Werken sind drei in lateinischer Sprache und drei im Kajkavischen Kroatisch gedruckt worden. Andere Werke wie z. B. das »Pabulum spirituale« des Homiletikprofessors und deutschen Predigers Isidor Reichert liegen dagegen nur handschriftlich vor. — Dem Autor gelingt es, aufzuzeigen, daß die Erziehung in dieser Franziskanerprovinz den Anforderungen von Trient und der die Patres zu erwartenden Aufgaben entsprach.

Rudolf Grulich

Regensburg

Hoško, Franjo Emanuel: *Filozofski rukopisi hrvatskih franjevacu 18. stoljeća u franjevačkom samostanu u Budimpešti* [Philosophische Handschriften kroatischer Franziskaner des 18. Jhs. im Franziskanerkloster zu Budapest], in: *Croatica Christiana Periodica* 1 (1977) S. 91—98.

Seit 1977 gibt das neugegründete Institut für Kirchengeschichte der Katholischen Theologischen Fakultät in Agram eine eigene wissenschaftliche Zeitschrift heraus. Die lange staatsrechtliche Vereinigung Kroatiens und Slawoniens mit Ungarn macht es fast selbstverständlich, daß sich die Thematik einzelner Beiträge dieser Zeitschrift auch auf Ungarn bezieht. So untersucht im ersten erschienenen Heft dieser »*Croatica Christiana Periodica*« der Franziskanerhistoriker Hoško den reichen Handschriftenschatz des Stephansklosters in Budapest (Mártirok út 23, Budapest II), der meist aus dem 18. Jh. stammt, als in Ofen an der Franziskanerhochschule ein Großteil der kroatischen Patres ausgebildet wurde. Fast ein Jahrhundert (1699 bis 1783) war das Kloster des hl. Franz in Ofen Sitz einer Philosophischen Lehranstalt, seit 1710 auch einer Theologischen Hochschule bzw. seit 1732 durch Vereinigung beider eines »*Studium generale I. classis*«. 1785 kamen die Manuskripte in das heutige Stephanskloster.

Hoško stellt 21 philosophische Handschriften von 13 Autoren vor. 18 Handschriften sind in ihrer Autorenschaft klar, eine ist das Werk eines unbekanntes Autors, bei zweien ist die Autorenangabe nicht sicher. Es handelt sich dabei um Traktate und Kompendien der Scholastischen Philosophie skotistischer Version. Die Werke sind außer in Ofen auch in anderen Ordensschulen und Klöster entstanden, so in Slawonisch Brod, Našice, Vukovar u. a. Die Autoren sind: Hieronymus Jakočević (gest. 1790), Josef Jakočić (1738—1804), Josef Janković (gest. 1757), Bartholomäus Jurković (gest. 1764), Ladislaus Spaić (1725—1799), Bernardin Pijanić (gest. 1730), Andreas Stojčević (gest. 1764), Philipp Radić (gest. 1766), Stephan Vilov (gest. 1747) und Franz Ivanović. Hoško bringt mit seinem Beitrag eine wertvolle Ergänzung zur Bibliographie und bietet eine wichtige Komplementierung der Kenntnis des höheren Schulwesens im Ungarn des 18. Jhs.

Rudolf Grulich

Regensburg

Grüger, Heinrich: *Die Union der Zisterzienserklöster Heinrichau/Schlesien und Zirc/Ungarn, 1699—1814*; in: *Zeitschrift für Ostforschung* 26 (1977) S. 20—75.

Der vorliegende Aufsatz schöpft aus dem Vollen und wertet nicht nur die bisher in ungarischer und deutscher Sprache erschienene Fachliteratur aus, sondern legt auch neue Forschungsergebnisse aus schlesischen (Breslau) und ungarischen (Nationalbibliothek Budapest, Komitatsarchiv Veszprém usw.) Archiven vor. Dabei wird außer der bewegten Geschichte des Klosters Zirc auch die Vergangenheit des gesamten ungarischen Zweiges des Zisterzienserordens in Ungarn gestreift. Das Schicksal des Klosters Zirc spiegelt in der Tat die ganze Geschichte Ungarns wieder: 1182 von König Béla III. gegründet, wurde es 1543 von den Türken vollständig zerstört und die noch teilweise erhaltenen Besitzungen der Abtei wurden von sogenannten Kommendatarabten, meist zugleich Bischöfe, verwaltet. 1659 übertrug der Kommendatarabt Bischof János Héderváry Zirc dem Zisterzienser Kloster von Lilienfeld in Österreich. 1700 verkaufte das Kloster Lilienfeld Zirc mit seinen Besitzungen an das schlesische Kloster Heinrichau, das bis 1811 durch Verfügung der ungarischen Statthalterei mit Zirc unierte war und für den Wiederaufbau und die mit der damit verbundenen Kolonisation der verödeten Besitzungen in großzügiger Weise sorgte. Mehrere Tabellen, Karten und Skizzen, eine Liste der Äbte und Fotografien veranschaulichen die vorzüglich belegte und mit einem englischsprachigen Resümee abgeschlossene Darstellung. Anzuerkennen ist auch die präzise Anwendung der Orthographie bei den ungarischen Eigen- und Ortsnamen. Als kleine Fehler fielen auf: Thurj statt Thury (S. 23, 25), Harsan statt Harsány (S. 25), Cuzzj statt Csuzy (S. 25), Samogyi statt Somogyi (S. 35). Um so bedauerlicher sind einige grobe Fehler bei den Schilderungen historischer Ereignisse: weder Imre Thököly noch Ferenc II. Rákóczi wurden von den ungarischen Aufständischen zum König proklamiert (S. 25, 35); lediglich Thököly bekam einen entsprechenden Titel vom Sultan, den er aber nicht anwendete. Ferenc II. Rákóczi war kein Graf, sondern Fürst (S. 35, 42). Auch fiel nicht Sulejman II. in Westungarn ein, sondern Mehmed IV. Anachronistisch ist es, im Jahre 1803 über »Wien« und »Budapest« (S. 67, 69) zu reden, denn die ungarische Hauptstadt ist erst 1871 aus der Vereinigung der Städte Ofen und Pest entstanden; die 1723/1724 gegründete Ungarische Statthalterei wirkte hingegen zuerst in Preßburg und erst später in Ofen. Die Auseinandersetzung der Bischöfe von Veszprém mit dem Kloster Zirc war im Zeitalter des Episkopalismus leicht verständlich, jedenfalls beklagte sich auch der apostolische Oberhirte Ignác Koller, Nachfolger des Bischofs Padányi Biró (nicht Biró de Padány, S. 38), in seiner sehr ausführlichen Berichterstattung an den Hl. Stuhl (1769) über die Einschränkung seiner bischöflichen Jurisdiktion in den Besitzungen der Abtei (vgl. den ganzen Wortlaut der Berichterstattung bei Vanyó, Tihamér: *Püspöki jelentések a magyar szentkorona országainak egyházmegyéről*. Pannonhalma 1933, S. 308—328, hier S. 322). Es mag sein, daß das Kloster Heinrichau und dessen Abt, Konstantin Gloger, die Verselbständigung von Zirc (1811) als einen »abscheulichen Undank« und »rücksichtslose Durchsetzung politischer und nationaler Interessen« empfunden haben, es paßte aber keineswegs mehr in das Bild eines ungarischen Nationalstaates des 19. Jhs. hinein, daß ein Kloster in Ungarn nicht direkt von einem ausländischen Kloster verwaltet, sondern auch größtenteils von schlesischen Ordensleuten bewohnt, geleitet und beherrscht wurde.

Gabriel Adriányi

Bonn

Trocsányi, Zsolt: *Az erdélyi fejedelemség korának országgyűlései. Adalék az erdélyi rendiség történetéhez* [Die Landesversammlungen der Periode des siebenbürgischen Fürstentums. Ein Beitrag zur Geschichte der siebenbürgischen Ständeordnung]. Budapest: Akad. Kiadó 1976. 216 S. = *Értekezések a történeti tudományok köréből* 76.

Der Verf. ist heute zweifellos der beste Kenner der siebenbürgischen Geschichte in Ungarn, aber auch im allgemeinen nimmt er neben Szilágyi, Biró, I. Tóth und Makkai wahrscheinlich den ersten Platz ein. Der vorliegende Band behandelt die Geschichte der siebenbürgischen Landesversammlung zwischen 1540 und 1690: die nächste große Arbeit des Verf.s wird dem siebenbürgischen Regierungssystem in derselben Periode gewidmet sein (Siehe den Hinweis auf S. 118). In vorliegendem Buch behandelt Trocsányi die Probleme der Einberufung der Landesversammlungen und den Rechtsstatus der siebenbürgischen Gesetzgeber im allgemeinen (S. 16—44); besondere Aufmerksamkeit widmet er dem Verlauf der siebenbürgischen Ständeparlamente (S. 47—100); er behandelt schließlich die Kompetenzen der Landesversammlung und den »Kampf« zwischen den Fürsten und den Ständen (S. 180—208).

Sehr gut gelungen sind die kurzen Hinweise auf die Stellung der siebenbürgischen Landesversammlungen in der Geschichte der osteuropäischen Parlamente. Man sieht den beträchtlichen Einfluß des ungarischen Reichstages, obwohl dieser infolge der entwickelten Ständestaatlichkeit in Ungarn wesentlich wirksamer war als die siebenbürgische Landesversammlung. In Siebenbürgen waren die Stände — im Vergleich mit der Macht des Fürsten — viel schwächer als in Ungarn oder besonders in Polen nach 1652; sie existierten aber. In den beiden rumänischen Fürstentümern und in Rußland waren die Parlamente eher Institutionen der Fürsten bzw. des Zaren. Sie wurden nur ausnahmsweise einberufen, während die siebenbürgischen bis 1622 durchschnittlich zweimal im Jahr, von da an einmal im Jahr, zusammentreten mußten. Interessant und lehrreich ist die Aufzählung aller siebenbürgischen Landesversammlungen im unabhängigen siebenbürgischen Fürstentum (S. 16—17).

Die siebenbürgische Landesversammlung hatte eine Kammer; Mitglieder waren die Angehörigen des Fürstenrates, des Zentralen Gerichtshofes (Fürstlicher Gerichtshof, fejedelmi tábla), die Regalisten, die beinahe ausschließlich Hochadlige waren, die Vertreter der Komitate und Städte (S. 24 ff). Es gab keinen eigenen kirchlichen Stand, die Interessen der Kirchen wurden hauptsächlich durch die Aristokraten bzw. bei den Lutheranern durch die Sächsische Universität vertreten (S. 41 ff). Allerdings waren die reformierten bzw. die lutherischen Bischöfe entweder persönlich oder durch ihre Delegierten vertreten; der rumänische Bischof wurde über die Landesversammlung »informiert«, er nahm an ihr nicht immer teil, dem römisch-katholischen Bischof wurde hingegen das Recht auf Erscheinen oder Vertretung durch Delegierte öfters direkt abgesagt (S. 27). Übergewicht hatte der Fürst; er konnte von den Ständen alles erhalten, was er wollte. Dies hing allerdings damit zusammen, daß der Rat die fürstlichen Propositionen meistens sehr geschickt zusammenstellte. Die 1613 bis 1657 vorhandenen »absolutistischen Charakterzüge« (S. 205) wirkten sich auf die Machtstellung der Stände noch negativer aus. Nur ausnahmsweise kam es — in der Zeit einer geschwächten fürstlichen Macht — zu einem »Kampf zwischen Fürst und Ständen« (S. 39).

Es gibt drei Haupttypen der Landesversammlung: die generalis congregatio, die partialis congregatio und die mit einem Feldzug verbundene Landesversammlung (tábori országgyűlés). Die Befugnisse und Aufgaben der ersten

zwei Typen waren praktisch identisch. Interessant ist die Schilderung des siebenbürgischen Ständewesens, welches mit dem System der drei Nationen und der vier *receptae religiones* eng verbunden und daher ziemlich kompliziert war (S. 153—154, hauptsächlich S. 186). Sehr lehrreich ist die Aufzählung der wichtigsten fürstlichen Propositionen und der ständischen *Postulata* (S. 38—39, 60 ff., 85 ff.), aus welcher man klar sieht: die meisten Gesetze lassen sich auf die Propositionen der Fürsten zurückführen. Der wichtigste Grund der Einberufung waren die Steuern. Interessant sind auch die Mitteilungen des Verfs über die Separatsitzungen der Nationen und Kirchen (S. 78 ff.). Die Sitzungen der Kirchen waren meistens gemeinsam, es gab jedoch auch einige Sondersitzungen der Reformierten und noch mehr der Katholiken (S. 83).

Aus der Aufzählung der wichtigsten Gesetze bzw. *Propositionen* und *Postulata* bekommt man einen Blick auch in die Geschichte der inneren Verhältnisse des Fürstentums und in die wichtigsten außenpolitischen Probleme. Die Sitzungen waren in der Regel öffentlich (S. 75 ff.); in einigen Fällen wurde jedoch nicht nur die Öffentlichkeit ausgeschlossen, sondern sogar ein beträchtlicher Teil der Parlamentsmitglieder wurde von den Sitzungen ferngehalten, unter diesen auch Regalisten (bei Erörterung der Fragen der Staatssicherheit, S. 77). Der Verf. gab eine Übersicht über die etwa 5000 Gesetze der behandelten Periode und über die Parlamentsdebatten. Dies war um so schwerer, als *Diarien* in Siebenbürgen erst von 1834/1836 an geführt wurden. Die letzterwähnte Tatsache hebt die Schwierigkeit der Behandlung des Themas besonders hervor.

Die einzige Kritik, die eventuell auftaucht, hängt mit der kaum übersehbaren Menge der Informationen zusammen, deren Einordnung manchmal vielleicht nicht ganz gut gelungen ist. So kommt es zu einigen Wiederholungen (z. B. das wichtige Schulgesetz Nr. VI/1624 auf S. 132 und S. 149; oder die Behandlung des Einkammersystems auf S. 24 ff. und S. 41 usw.).

Das Buch ist ein großartiges Werk mit einem umfangreichen wissenschaftlichen Inventarium, es vermittelt unzählige neue Informationen besonders über die Verfassungsgeschichte Siebenbürgens zwischen 1540 und 1690.

László Révész

Bern

Schulze, Manfred: *Landesdefension und Staatsbildung. Studien zum Kriegswesen des innerösterreichischen Territorialstaates (1564—1619)*. Wien, Graz, Köln, Hermann Böhlau Nachf. 1973. 292 S. = Veröffentlichungen der Kommission für neuere Geschichte Österreichs 60.

Die ständige Bedrohung der innerösterreichischen Territorien (dazu gehören die Herzogtümer Steiermark, Kärnten und Krain) durch die Türken ließ nach ihrer Vereinigung unter einen Habsburgischen Herrscher im Jahre 1564 das Kriegswesen immer mehr in den Mittelpunkt des politischen Geschehens rücken. Der Verf. dieser Untersuchung weist dabei vor allem auf das Nebeneinander des aus dem Mittelalter übernommenen allgemeinen Aufgebots und eines modernen Söldnerheeres hin. Daran entzündet sich zwischen Fürst und den Ständen auf den Landtagen ein Verfassungskonflikt. Dieser Dualismus wird allerdings nach den Feststellungen des Verfs durch die Artikulierung eines frühen Vaterlandsbegriffes bei Ständen und untertäniger Bevölkerung stark relativiert (S. 16). Die Untersuchung, die sich im Detail sehr intensiv mit der gesellschaftlichen Entwicklung der innerösterreichischen Territorien beschäfti-

gen muß, kann auf eine weitgefächerte Einzelforschung aufbauen und deren Ergebnisse in ihrer Gesamtheit historisch werten.

Im Einzelnen setzt sich der Verf. im Hauptteil seiner Untersuchung mit dem Verhältnis von Militär- und politischer Geschichte sowie mit der Definition der Begriffe auseinander. Anschließend behandelt er die Probleme der Landesverteidigung im allgemeinen und unter den besonderen innerösterreichischen Verhältnissen. Dabei stützt er sich im wesentlichen auf den bisherigen Forschungsstand.

Die folgenden Teile, die sich mit der Entwicklung des Kriegswesens und mit der Staatsbildung in Innerösterreich befassen, sind im wesentlichen direkt aus den Quellen erarbeitet. Das Ergebnis dieser Forschung zeigt in vielen Punkten wichtige Zusammenhänge in der Entwicklung von Staat und Gesellschaft auf, die allein durch die Notwendigkeit eines stark entwickelten Kriegswesens bedingt waren. Gerade in diesem Teil des Buches werden mit dem kroatisch-slawonischen Grenzgebiet auch Teile Ungarns mit in die Untersuchung miteinbezogen. Dabei zeigt sich, daß in diesen Zeiten der Kriegsnot selbst der ungarische Reichstag bereit ist, zur Verteidigung des Landes zeitweise auf eigene Rechte zugunsten einer wirksamen Landesverteidigung zu verzichten. Hier wäre somit ein Ansatz für künftige Forschungen über die Entwicklung der ungarischen Landesdefension und ihre Auswirkung auf die Landesverfassungen in den Ländern der Stephanskronen gegeben. Dabei wäre zu zeigen, ob die Defensionseinrichtungen in Ungarn nicht nur für die Umbildung des ungarischen Königreichs zu einem neuzeitlichen Territorialstaat einen wesentlichen Beitrag leisteten, sondern ob sie auch als Integrationsfaktor für Ungarn im habsburgischen Länderkonglomerat wirkten.

Horst Glassl

München

Die russische Gesandtschaft am Regensburger Reichstag 1576. Mit Beiträgen von Ekkehard Völkl und Kurt Wessely. Regensburg 1976. 56 S. = Schriftenreihe des Regensburger Osteuropainstituts 3.

Auf den Beitrag Völkl (*Die Beziehung Ivans des Schrecklichen zum Reich*) kann hier nicht näher eingegangen werden, weil er in den Bereich der russischen, polnischen und deutschen Geschichte gehört.

Wesselys Beitrag *Die Regensburger »harrige« Reichshilfe 1576* geht von der Tatsache aus, daß in diesem Jahre der achtjährige Waffenstillstand mit den Türken ablief. Bei der türkischen Angriffsbereitschaft galt es vor allem, die ungarischen und slawonisch-kroatischen Grenzgebiete zu sichern, dafür setzten sich vor allem die am meisten bedrohten österreichischen Stände ein. Als Ergebnis der Reichstagsverhandlungen wurden die finanziellen Wünsche des Kaisers nur zur Hälfte erfüllt, auch gelang es nicht, sich auf eine ständig bereite Einsatzreserve zu einigen, aber die Stände kamen doch den Wünschen des Kaisers soweit entgegen, daß ein Erfolg der österreichischen Stände für die Reichverteidigung erreicht wurde. Die Hauptgrenzberatung mit den österreichischen und böhmischen Ständen in Wien (1577) führte zu festen Vereinbarungen über die militärische Ausstattung der Grenzburgen und die Aufgliederung der Kommandogewalt; so wurde dem innerösterreichischen Erzherzog Karl die kroatisch-windische, dem Bruder des Kaisers, Erzherzog Ernst, die ungarische

Grenze übertragen. Ferner wurde ein Grenzbudget, die Verteilung der Kosten für einen längeren Zeitraum, festgelegt.

Helmut Klocke

Pöcking

Rákóczi hadserege 1703—1711 [Rákóczis Heer]. Vál. és bev. Imre Bánkúti. Budapest: Zrinyi 1976. 396 S.

Weltgeschichtlich gesehen waren die Feldzüge von Franz Rákóczi II. überwiegend Kleinkriege, d. h. Partisanen- und Guerillakämpfe, alle auf Nebenkriegsschauplätzen geführt; sekundäre Erscheinungen der Auseinandersetzungen zwischen Habsburg und dem Hause Bourbon. Anders gestaltet sich die Bedeutung der Rákóczi-Feldzüge in den Augen des ungarischen Historikers: Die Kämpfe zwischen 1703 und 1711 bilden nämlich ein nicht unwichtiges Kapitel der ungarischen Kriegsgeschichte, weil es darum ging, den Habsburger-Thron zu stürzen und ein selbständiges ungarisches Königreich zu erlangen. Und noch ein Umstand: Seit der Türkenzeit können nur Rákóczis Kurutzen-Einheiten sowie die Honvéds des Freiheitskrieges 1848/1849 als ungarische nationale Streitkräfte gelten.

Vorerst die militärisch-geographische Richtung von Rákóczis Operationen: Sie zeigten immer nach dem Wiener Becken. Rákóczi bemühte sich, seine Truppen mit den französisch-bairischen Heerscharen Ludwigs XIV. und Max Emanuels, die ebenfalls (aus Westen) in diese Richtung vorstießen, zu vereinigen. Als aber am 13. August 1704 Prinz Eugen von Savoyen und Marlborough (auch mit Hilfe der unter ihren Fahnen sehr erfolgreich kämpfenden ungarischen Husaren) bei Höchstädt-Blendheim den Sieg errang, waren diese Ziele Rákóczis immer schwerer zu verfolgen. Was letztlich noch zu retten schien, war die Unabhängigkeit Siebenbürgens, bei wohlwollender Neutralität der Türkei. Für den mit Rákóczi verbündeten Franzosen war die Fortdauer der Plänkelein zweifellos erwünscht. Wenn auch nur ein dritrangiger Kriegsschauplatz, aber er band Truppen des Habsburg-Imperiums!

Die Diplomaten am Hofe Rákóczis wie auch die überwiegend französischen Offiziere seines Stabes erstatteten zahlreiche Berichte. Schon daraus ist zu folgern, daß die Archive und Bibliotheken in Paris, Wien, München und Berlin hierzu wahre Goldgruben sein müssen. Wie bekannt, hat Max Emanuel während seines siegreichen Feldzuges gegen die Türkei gerne die einstigen Thököly-Kurutzen-Reiter aufgenommen, nämlich in das bairische Husaren-Regiment Liedl. Es wäre daher angebracht gewesen, das Hauptaugenmerk auf das erwähnte ausländische Akten-Material zu richten. Der größere Teil des in der vorliegenden Veröffentlichung verwendeten Quellenmaterials besteht jedoch aus Schriften und Dokumenten, die am Ende des 19. Jhs. unter den Gesichtspunkten der damals modischen »48-er Unabhängigkeit« ausgesucht und ausgewertet wurden. Der Rezensent glaubt, daß eher aus den Berichten der Diplomaten und Militärberater ein wahrheitstreues Bild zu zeichnen gewesen wäre. Ähnliches gilt für das Schrifttum. Im Literaturverzeichnis fehlen manche wichtige Namen und Werke. Ohne das Werk von Gyula Szekfü: *A száműzött Rákóczi* [Der verbannte Rákóczi] oder die Bücher von Sándor Takáts ist die Aufgabe kaum zu bewältigen. Ohne das Standard-Werk von János Szendrei dürfte man über die Kriegsausrüstung des Rákóczi-Heeres kaum schreiben.

Die 108 Dokumente des Buches sind zur Hälfte Erstveröffentlichungen, zweifellos oft sehr interessante, manchmal für einen Ungarn fast rührende Schriften. Die Begleittexte sowie die Auswertungen der Dokumente können in

allgemein als gut bezeichnet werden, abgesehen von den (manchmal verblüffenden) Marx- und Engels-Zitaten. So stimmt es zum Beispiel nicht, daß Rákóczi Truppen »...für die Klasseninteressen der Adelligen kämpften...« (S. 97). Es wird allerdings zugegeben, daß das Heer in seiner Gesinnung dem feudalen System entgegenstand (S. 67). Auf S. 100 wird behauptet, daß »der Bauer auch in den Truppen Rákóczis Bauer blieb«. Demgegenüber ist jedoch Tatsache, daß Rákóczi die tapferen Bauernsöhne in den Adelsstand erhob und ihnen seine Gunst gewährte. Richtiger wäre es gewesen, auf das Schreiben Prinz Eugens (an den Grafen Zinsendorf von 29. 9. 1707) Bezug zu nehmen: »... Warum ich den Ungarn als Soldaten so sehr schätze... daß es ihm gar keine Mühe kostet bloß das zu sein, was er sein will... was das auffallende ist... hat der Edelmann wie der Gemeine eben denselben Charakter...«. Engels zitierend wird behauptet, daß die Grundlage einer Wehrmacht eine entwickelte Landwirtschaft und Industrie des Landes sei, wovon damals in Ungarn — so das Buch — gar nicht geredet werden konnte (»semmi sem volt«). Demgegenüber ist es Tatsache, daß Ungarn Rinder, Kupfer und Wein gegen Uniform-Stoffe exportierte und davon — so lesen wir auch in diesem Buch — Uniformen zu Zehntausenden im Lande selbst schneiden ließ.

Dies waren nur Beispiele. Die Illustrationen des Werkes können wir nur als schwach bezeichnen, die Qualität der Landkarten dagegen als gut. Statt der vielen bekannten Portraits wäre es freilich zweckdienlicher gewesen, Bilder über Uniformen, Waffen und Ausrüstung beizugeben. Über die Schlachtordnung enthält das Werk ein einziges Bildchen — kaum größer als eine Briefmarke! Ein Pallasch und ein Kürasß der Kaiserlichen sind zwar photographiert, aber nicht eine einzige Darstellung des so berühmten krummen Kurutzen-Säbels, obzwar letztere in Überfluß im Lande vorhanden sind.

Vermißt hat der Rezensent die Beispiele der Heeresorganisation sowie eine ausführliche Beschreibung der Waffengattungen, der ungarischen und ausländischen Stäbe, und die genaue Darstellung der im Ausland so lange in Erinnerunggehaltene Kurutzen-Husaren-Uniformen (die im Grunde von den Türken übernommen worden sind).

Und noch etwas fand keine ausführliche Würdigung, nämlich was wir heute als Mittel »psychologischer Kriegsführung« bezeichnen würden: Das eine im Buch abgebildete Beispiel, als »Mercurius Veredicus ex Hungaria« betitelt, war eine Art Feldzeitung bzw. Broschüre. Da sie hauptsächlich für das Ausland gedruckt war, war die Sprache lateinisch. Die andere angeführte Drucksache war ein Flugblatt, in dem die Soldaten in ihrer Muttersprache angesprochen wurden, für diejenigen bestimmt, die gehindert wurden ins »Vaterland zurückzukehren...« (»Vaterland« ist hier zum erste Male, 90 Jahre vor der französischen Revolution, in der Muttersprache abgedruckt). Namen- und Personenregister fehlen. Zum Abschluß einige ergänzende Angaben:

Es ist hier richtig festzustellen, daß im Zeitalter der Rákóczi-Kriege nicht wenige rein ungarische Regimenter im Elsaß und in Italien, also außerhalb der Grenzen Ungarns, und auch gegen Rákóczis Kurutzen-Heer in Ungarn, unter der habsburgischen Fahne kämpften. »... So ein schönes Regiment und eine so tapfere Mannschaft«, charakterisierte Prinz Eugen 1707 die bei Turin eingesetzten Bagossy-Heyducken. Und — zum Beispiel — auf dem Riesengemälde von J. Parrocel in Wien sehen wir die auch in Turin stramm vorrückenden ungarische Husaren (zum ersten Male von einem Zeitgenossen in Reih und Glied festgehalten, sogar in den richtigen Uniformen). Gegen Rákóczi wurden auch drei gute ungarische Husarenregimenter eingesetzt. Andererseits kämpften im Heere Rákóczis die Söhne ganz Europas, so deutsche Infanterie (bei den Doku-

menten findet sich ein Kriegsgerichts-Urteil über deutsche Infanteristen), schwedische Dragoner, erprobte polnische Reiter sowie rund 1000 französische Unteroffiziere, zur Ausbildung, mit 30 Offizier-Instrukteuren des Franzosenkönigs. Die Zipser Deutschen und die Slowaken bildeten besondere Regimenter mit deutscher bzw. slowakischer Dienstsprache. Rákóczis ständiger Berater waren der französische FML Des Allons, wie der Oberst La Riviere ein Festungs-Fachmann, und früher Adjutant des berühmten Vauban.

Rákóczis ganzes Heer umfaßte gemäß der Liste Bercsényis (1706) 52 Kavallerie und 31 Infanterieregimenter, mit Artillerie, Festungs- und Versorgungstruppen 116.700 Mann. Gleichzeitig bestand die dem Wiener Kriegsrat zur Verfügung stehende bewaffnete Macht — auf allen Kriegsschauplätzen — insgesamt aus 162.000 Mann!! Bei der »Fahnenstreckung« auf den Feldern von Majtény übergaben die Kurutzen (aber nicht knieend, wie der fehlgezeichnete, schon damals kritisierte Stich des Bands zeigt) 147 Regimentsfahnen bzw. Standarten, alle mit der Aufschrift: »Libertate«. Dagegen fanden die kaiserlichen Truppen nach der Übergabe der Festung Munkács 163 kaiserliche Fahnen, die von Rákóczis Kriegsvolk erbeutet worden waren. Von den bei Majtény amnestierten Kurutzen kehrte die Mehrzahl heim. Andere wurden Husaren im Regiment des ehemaligen Kurutzengenerals Graf Sándor Károlyi oder sie wurden Ausbilder der neu organisierten anderen ausländischen Husarenregimenter. Denn die Kampfweise der Kurutzen hat sich bewährt: Streifzüge, überraschende, blitzartige Reiterattacken, ein Art Kleinkrieg, nach ungarischem Geschmack! In den Feldakten (Kriegsarchiv Wien) vom 1779 ist zu lesen: »...Das Regiment hat die Attacke auf gut hungarisch gemacht.«

Georg Nagyrévi-von Neppel

Waldkraiburg

Hüttl, Ludwig: *Max Emanuel. Der Blaue Kurfürst 1679—1726. Eine politische Biographie.* München, Süddeutscher Verlag 1976. 806 S.

Äußerer Anlaß für diese grundlegende Biographie über den bayerischen Kurfürsten Max Emanuel war das Jubiläum zu seinem 250. Todestag, der in Bayern den Anstoß für eine Reihe von Veranstaltungen und historischen Abhandlungen bildete.

Der Autor des vorliegenden Buches empfiehlt sich dabei als ein ausgezeichneter Kenner sowohl der bayerischen als auch der europäischen Geschichte des 17. und 18. Jhs. In mühevoller Kleinarbeit hat er die einschlägigen Quellen in allen bedeutenden Archiven Europas zusammengetragen. Neben Paris, London und Wien hat er das Vatikanische Archiv in seine Darstellung mit einbezogen und dabei die großen Bestände der Münchner und der anderen bayerischen Archive gründlich durchforscht. Darüber hinaus hatte er eine riesige Fülle von Literatur zu bearbeiten, um möglichst ein umfassendes Bild über Kurfürst Max Emanuel vorlegen zu können. Gerade in der Literatur mußte er alte Urteile über diesen Fürsten überprüfen, zurechtrücken und zeitnah gestalten. Besonders nicht zu übersehen ist bei Hüttls Darstellung der sozialgeschichtliche Aspekt, den er in seine Betrachtung weitgehend mit einbezieht. Im ganzen gesehen ist diese Biographie ein großer gelungener Wurf, der für die gesamte europäische Geschichtsforschung geradezu richtungsweisend ist. Der anschauliche und farbige Stil des Buches erschließt gleichzeitig noch einen weiteren Leserkreis, der weit über die Fachwelt hinausgeht.

Die umsichtige Darstellungsweise Hüttls zeigt sich u. a. in der Behandlung des großen Türkenkrieges (1683—1699), an dem Max Emanuel größtenteils aktiv beteiligt war. Hüttl hat dazu das vielfältige Quellenmaterial gesichtet und wertete es, soweit es für sein Gesamtthema notwendig war, entsprechend aus. Dabei hat er für die historische Einzelforschung wichtige Impulse gegeben, in bezug auf die vielfältigen Beziehungen Bayerns zu dem südosteuropäischen Raum. Selbst für die Kriegsgeschichte gab Hüttl durch seine sozialgeschichtliche Betrachtungsweise einen Denkanstoß, in dem er nicht nur auf siegreiche und verlustreiche Schlachten und geniale Strategien großer Feldherrn hinwies, sondern zumindest andeutungsweise versuchte, das Schicksal der kleinen Soldaten zu berücksichtigen, die von ihren tatenhungrigen und ruhmsüchtigen Barockfürsten in Elend und Tod gejagt wurden.

Darüber hinaus untersucht Hüttl auch die kulturgeschichtliche Bedeutung des Türkenkriegs für Bayern und geht schließlich noch auf den Sinn und den Nutzen dieses Krieges für Bayern ein und kommt dabei eindeutig auf negative Feststellungen. — Hüttls Buch ist für die südosteuropäische Geschichtsforschung, besonders für die ungarische, ein wichtiger Beitrag über eine Epoche, die in dieser Hinsicht bisher kaum beachtet wurde.

Horst Glassl

München

Gyimesi, Sándor A.: *A városok a feudalizmusból a kapitalizmusba való átmenet időszakában* [Die Städte im Zeitabschnitt des Übergangs vom Feudalismus und Kapitalismus]. Budapest: Akad. Kiadó 1975. 273 S.

Vom eigentlichen Text des Buches entfällt ein reichliches Drittel auf die Darstellung der Entwicklung in Ungarn (ohne Siebenbürgen und Kroatien), zu diesen 70 S. gehören noch 37 statistische Angaben als (zum großen Teil aufgrund von Quellen bearbeitetes) Kernstück im Rahmen dieser Untersuchung, die vom Begrifflichen (die Stadt in der Geschichte, der Stadtbegriff, die antike, feudale, kapitalistische Stadt) ausgeht und dann die europäische Stadt auf dem Wege vom Feudalismus zum Kapitalismus darstellt, eine Aufgabe, die sich die Geschichtswissenschaft bisher kaum speziell zur Aufgabe gesetzt hatte. Regional wurden dabei dem ostmitteleuropäischen Bereich (einschließlich Deutschland östlich der Elbe) und Rußland ein verhältnismäßig großer Raum gewidmet, um aus Nachbarschaft und Strukturähnlichkeit Vergleiche ziehen zu können. Skandinavien, der Balkan und das Mittelmeergebiet werden nicht berücksichtigt. Ausführliche Literaturangaben, ein Namens- und Sachverzeichnis sowie Zusammenfassungen in russischer und deutscher Sprache sind beigelegt.

Dies ist ein außerordentlich dichtes Buch, das auf Begriffen aufbaut, die aus den konkreten Erscheinungen abstrahiert sind und in diesem Sinne auch von Marx und Engels allgemein formulierte Thesen detaillierter ausdeutet und weiterführt. Wenn bei der Erörterung des Stadtbegriffs der bürgerlichen Wissenschaft starke Auffassungsschwankungen negativ angerechnet werden, so wäre wohl zu erwidern, daß wohl auch in der marxistischen Geschichtswissenschaft im Laufe der Zeit erhebliche Begriffsdifferenzierungen zur Geltung kommen dürften. Durch die Einbeziehung aller verfügbaren Tatsachen über Bevölkerung, Berufsgliederung, Institutionen, Wanderungsbewegungen im Rahmen der allgemeinen wirtschaftlich-sozialen Landesentwicklung und der Regierungsmaßnahmen entsteht ein recht vollständiges Bild, das den Wandel

im Detail sehr weit berücksichtigt. Unter diesem Aspekt ist der Verf. auch bemüht, für die ungarische Stadt einen kombinierten Indikator zu finden, der eine zahlenmäßige Bewertung ermöglicht, ein Versuch, der freilich durch die Schwierigkeit beeinträchtigt wird, daß für die Erfassung zu den verschiedenen Zeitpunkten (1720—1869) keineswegs immer die gleichen Kategorien angewandt wurden.

Im Mittelpunkt der Untersuchung steht nicht die Verstädterung als solche, sondern der Gesamtverlauf der Verstädterung, weniger auch das innere Leben der Städte als vielmehr ihre Rolle im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Leben des Landes. Es wird nach der Funktion der Stadt gefragt, und unter diesem Gesichtspunkt erscheint die moderne Stadt nicht als direkte Folge der kapitalistischen Stadt. Dazwischen liegen Bruch und Rückfall; kennzeichnend für die neuen Formen ist die Dynamik der kapitalistischen Industrie. Erheblich ist der strukturelle Unterschied zwischen West- und Osteuropa, auch ihre Entwicklungsepochen decken sich zeitlich nicht. In der Epoche der feudalen Stadt liegt das politische Schwergewicht auf dem Lande. Die herrschende Schicht, der Adel, wohnt — abgesehen von Italien — nicht in den Städten. Der typische Bürger ist Hausbesitzer, Händler, Handwerker. Es besteht eine Arbeitsteilung zwischen Stadt und Land, die sich gegenseitig beliefern. Der Klassengegensatz des Feudalismus, Grundherr-Fronbauer, besteht in der Stadt nicht, aber der zwischen Herr und Gehilfen. Die städtische Autonomie wird im kapitalistischen Zeitalter stark reduziert, denn die Stadt ist stärker in den Staat eingeordnet, die funktionale Einheit mit dem umgebenden Land hört auf, die Industrie ist der prägende Faktor, die Städte spezialisieren sich nach Industriezweigen. Es entwickelt sich der Gegensatz Bourgeoisie-Proletariat.

In Ungarn stagnierte die feudale Stadtentwicklung bereits im 15./17. Jh., bevor sie den westeuropäischen Stand erreichte. Im 15. Jh. hatte es einige echte Städte gegeben, ein Teil war vom Grundherrn unabhängig und hatte politische Kollektivrechte wie der Adel, erreichte aber höchstens das Niveau westlicher Klein- und Mittelstädte. In der zweiten Hälfte des 15. Jhs. zeigen sich ein stärkerer Einfluß süddeutschen Kapitals und die erste Welle des modernen Fernhandels: Das Agrarland Ungarn bezieht Massenware aus dem Westen. Die »mezővárosok« entwickeln sich als Mittelpunkte der Agrarherzeugung und des Warenhandels, sie sind auch am Außenhandel mit Vieh und Wein beteiligt, behalten ihre Rolle selbst in der Türkenzeit, aber Mitte des 17. Jhs. setzt die Stagnation ein. Während der »zweiten Leibeigenschaft« setzt der Handel der Grundherren ein, der die Entwicklung zum Kapitalismus verhindert, zugleich strömt der Adel in die Stadt. Am Ende des 17. Jhs. war der Stand der Verstädterung nicht höher als in der zweiten Hälfte des 15. Jhs. Vom Ende des 18. bis zur ersten Hälfte des 19. Jhs. löst sich der Spätfeudalismus auf, das Städtewesen ändert sich nun erheblich, ab 1786 setzt wohl wieder eine Zunahme ein. Doch wird erst Mitte des 19. Jhs. der Stand vom Anfang des 18. Jhs. wieder erreicht. Dabei wird im Zeitraum 1720—1869 die Hälfte der großen Siedlungen ausgewechselt, stark wechselnd ist auch die Rangordnung. Charakteristisch ist der hohe Anteil der »mezővárosok«, die Anfang des 18. Jhs. mehr als die Hälfte der Stadtbevölkerung ausmachen und bis Mitte des 19. Jhs. einen noch höheren Anteil erreichen. Nach dem vom Verf. kombinierten Stadtindikator leben 1828 in Städten 13,22 % der Gesamtbevölkerung; 15,13 % der Steuerzahler; 41,3 % der Handwerker. Die Handwerker waren unterdessen auf dem Land viel stärker als früher. Das Handwerk produzierte im wesentlichen nur noch für die unteren Schichten und für wirtschaftlich weniger entwickelte Gebiete, wie für Kroatien-Slawonien und den Balkan, die Oberschichten deckten

ihren Bedarf an industriellen und handwerklichen Erzeugnissen durch die Einfuhr aus dem Westen. Die Zahl der agrarisch bestimmten Städte hatte erheblich zugenommen. Zugenommen hatte auch der Unterschied zwischen wirtschaftlicher Lage und rechtlichem Status. Die Manufakturen, ursprünglich von Kammer und Adel, ab 1800 stärker von Bürgern errichtet, spielen eine verhältnismäßig geringe Rolle, in der Stadt finden sie meist günstigere Bedingungen als auf dem Lande. Hatte der Gesetzartikel XVII von 1840 auch grundsätzlich die Errichtung von Fabriken erlaubt, so gab es bei aller Unterstützung durch den Statthalteratsrat doch genug Hindernisse. So spielte die Industrie in der ungarischen Städteentwicklung bis zur Mitte des 19. Jhs. kaum eine Rolle. Die Krise in der ungarischen Städteentwicklung zeigte sich nicht im Übergang zum Kapitalismus, sondern gerade darin, daß dieser Übergang ausblieb.

Bei allen Vergleichen mit West- und Mitteleuropa ist zu fragen, ob der Anteil der städtischen Bevölkerung in Ungarn nicht doch zu hoch angesetzt ist, wenn man hier die großen »agrarisch bestimmten Städte« mit einbezieht. Auf eine Frage der ungarischen Städteentwicklung geht der Verf. nur sehr vereinzelt ein: auf die nationale Vielschichtigkeit. Sprachlich und begrifflich ergibt sich eine gewisse Schwierigkeit, wenn man Orte in Österreich als »mezővárosok« bezeichnet.

Helmut Klocke

Pöcking

UNGARN 1848—1918

Czigány, Lóránt: *A magyar irodalom fogadtatása a viktoriánus Angliában 1830—1914* [Die Rezeption der ungarischen Literatur im Viktorianischen England 1830—1914]. Transl. by Bálint Rozsnyai. Budapest: Akad. Kiadó 1976. 285 S.

In the original English version of this work (The Reception of Hungarian Literature in Great Britain from Bowring's "Poetry of the Magyars" to the Novels of Jókai [Ph.D. thesis, School of Slavonic and East European Studies, University of London, 1964—1965]), Czigány acquainted scholars with the masterpieces of Magyar literature. This revised translation by Bálint Rozsnyai familiarizes Magyar readers with the impact of their nation's literature on England's educated public. The author analyzed English translations and critiques of Magyar belles-lettres, he surveyed the English public's shifting literary preferences, and he tried to ascertain how lasting these exotic literary influences from Hungary proved to be.

Sir John Bowring, the philologist, author, and traveller, was the first modern English translator to arouse his countrymen's interest in Magyar literature. His "Poetry of the Magyars" (1830) enjoyed unqualified popular and critical acclaim. But like nearly all English scholars, Bowring knew very little Magyar, and had to resort to German translations. This clumsy practice frequently engendered ludicrous distortions. Nonetheless, critics ranked some of the Magyar Romantics with the best of their English counterparts, and thus aroused the public's admiration for the "distant and lonely" Magyars.

Nearly two decades later, Bowring published the first English translation of Sándor Petőfi's literary compositions. Petőfi is very difficult to translate,